



Der folgende Artikel ist ein Auszug aus der Ausgabe 01/2011 von **NEUES OSTEUROPA**.

Für diesen Auszug gelten die in der Ausgabe gemachten Angaben.

Die einzelnen Beiträge geben die Meinung ihrer Autoren wieder.

Alle Rechte an Text und Bild verbleiben bei ihren Urhebern.

C H R I S T O P H S C H M I D T *

Bildung am Fremden

*„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt.“
(Eichendorff)*

Weltoffenheit ist nicht so einfach, schon gar nicht in Deutschland, wo Kleinstaaterei und Konfessionsgrenzen noch heute dazu verführen, Horizont und Gartenzaun kurzerhand gleichzusetzen. Nicht alle Epochen, Kulturen, Milieus oder Individuen sind zu Weltoffenheit daher gleichermaßen befähigt. Vermutlich sind die nötigen Zutaten mit denen identisch, die Dialogoffenheit begründen: Inneres Gleichgewicht, Geduld, rationale Orientierung, Vielfalt der Interessen, Neugier, Unternehmungsbereitschaft. Vieles davon floss zusammen im verlorenen Paradies der Bohème als der Kraft, Neues auf sich wirken zu lassen: Was hat Marxismus mit Frühling zu tun oder Zen mit der Kunst, den Mond abzustauben?

Gerät das innere Gleichgewicht ins Schwanken, schwankt auch die äußere Wahrnehmung. Dabei bezeichnen Paranoia und Autismus nur die Extreme. Der eine leitet innere Probleme nach außen ab, der andere konzentriert sich auf seinen Schmerz. Kronzeuge für die enge Verknüpfung zwischen Innen und Außen wäre etwa der Berliner Osteuropahistoriker Klaus Meyer (1928-2007), der mit 17 Jahren in russische Gefangenschaft geriet. Nach einem schweren Unfall kehrte er 1947 zurück. Nun stand er vor der Wahl, „meine gestohlene Jugend zu verdrängen und mich nie mehr mit der Sowjetunion zu beschäftigen oder die Erfahrung aufzuarbeiten und somit auch in ein biographisches Gleichgewicht einzubringen.“¹

Ob es Zufall war, dass Meyer mit einer Arbeit zu Theodor Schiemann promovierte, also demjenigen Begründer der Osteuropageschichte, dem die Russophobie, da baltendeutscher Flüchtling, ins Gesicht geschrieben stand? Einen

* Christoph Schmidt ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln.

wunderbaren Gegenentwurf hat der Slavist Fritz Mierau geliefert, der sechs Jahre jünger als Klaus Meyer war und das Kriegsende in Sachsen erlebte. Als Elfjähriger stieß er bei der Kohlensuche auf russische Soldaten. Die nahmen Mierau kurzerhand mit. „In dem Waggon war es warm und dunkel. Ich bekam einen Schemel und saß mit den Soldaten um einen Kanonenofen, der heizte und Licht gab. Zum Flackern des Feuers, das beim Nachlegen die kleine Runde beleuchtete, hörte ich zum erstenmal Russen reden...

Von der Unterhaltung der Russen verstand ich nichts, doch der eigentümlich gedämpfte Klang ihrer ernsten Rede verband sich mir ein für allemal mit dem Halbdunkel, in dem wir um das Feuer zusammensaßen: Rast oder Zuflucht oder Gefangenschaft in der ungewissen Häuslichkeit – einer Höhle.“² Nach dieser Initiation in der Wärmehöhle war Mierau ein für allemal auf bedingungslose Slavophilie geprägt, obwohl dies in der DDR nicht immer ganz einfach war.



Verstehen nur Bahnhof, © Christoph Schmidt

Pathetische Zeiten neigen der Konstruktion von Feindbildern zu, eher kleinmütige wie die heutigen versinken in Selbstbetrachtung. Zu dieser Beobachtung könnte man kommen, nachdem Hessen drei von vier Seminaren für Osteuropäische Geschichte abgewickelt hat (Kassel, Marburg, Frankfurt) bzw. Nordrhein-Westfalen

drei von fünf Instituten für Slavistik (Bielefeld, Münster, Bonn).

Welche Vielfalt innerer Faktoren die äußere Wahrnehmung bestimmen, beeinflussen oder beeinträchtigen, stand auch dem italienischen Soziologen Vilfredo Pareto vor Augen. Er war mutig genug, das Potential rationaler Faktoren des Menschen mit etwa zwanzig anzusetzen, die emotionalen dagegen mit achtzig. Derartige Schätzungen sind unbeweisbar und daher schwierig, deuten jedoch an, dass die innere Verarbeitung äußerer Einflüsse und damit deren Folgen oftmals unwägbar bleibt.

Ein phantastisches Beispiel hierfür liefert der alte Hardliner Mahatma Gandhi. Durch seine Lektüre geriet er während seiner südafrikanischen Zeit unter den Einfluss des Oxforder Kunsthistorikers John Ruskin, einem Vordenker von Gartenstadt und Jugendstil, und keines geringeren als Tolstoj. 1894 hatte dieser anknüpfend an Lukas 6, 29 eine Schrift zum Lob der Gewaltlosigkeit verfasst („Carstvo Božie vnutri vas“). Sechs Jahre vor Entstehung des ersten Kibbuz gründete Gandhi 1904 seine erste Farm, um Tolstojs Ethik in die Praxis umzusetzen. Die zweite in der Nähe von Johannesburg taufte Gandhi dann explizit auf den Namen seines russischen Vorbildes, mit dem er mittlerweile in Briefkontakt stand. Tolstojs Aufruf zu Askese und Selbstbestimmung dachte sich Gandhi als „svaraj“ oder Selbstherrschaft, damit das genaue Gegenteil der russischen Autokratie umschreibend. Aneignung als Weiterentwicklung – auch das war ein Weg zur Begegnung mit dem Fremden.

1 http://www.oei.fu-berlin.de/newsarchiv/2007_11_11_nachruf_meyer.html

2 Fritz Mierau, *Mein russisches Jahrhundert. Autobiographie*, Hamburg, 2001, S. 10.